

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 491. Den Sie schon mal ein Mann gesehen, wo den ganzen Tag noch keine Worte sprache duht, wo wenn mer ihn ehbes frage duht, wo dann ätte duht, als ob er aus ein Dreim aufmede deht? Oder ein Mann wo immer in sei Ruhm hodt un in Bücher studire duht? Ein Mann wo mer viermal zu die Michls rufe muh un wenn er dann kommt, in fünf Minnits fertig is, wenn er fröhe immer gefidit hat, daß das Esse nit an Zeit fertig war un dann für drei gefse hat? Ein Mann wo nit emal e Glas Bier infcheu duht, wenn er fröhe gar nit genug von triege kont? Well, wenn Se schon emal so ein Mann gefse hen, dann is es ahrecht; wenn Se omwer noch kein unfer hen, dann table Se emal in unfer Haus un gute Se sich den Philipp, was mein Hosband is, an, vthas das is der Mann. Ich hen for die längste Zeit gar nit gewidit, was ich draus mache sollt un ich kann Ahne sage, ich hen ariq gemurried, bitlahs bei den Philipp fin ich doch zu so ehbes gar nit gefidit. Ich hen die Sach for e paar Dag ganz ruhig mit angehen un dann hen ich ihm gepraot, was die Mütter mit ihm war. Da hat er gefagt: „Wummen, laß mich allsins; ich hen ehbes an mei Drehns un ich will nit daß mich Jemand distörbe duht.“ Dann hat er mich stehn lasse un is in sei Ruhm gange.

Well, was dente Se von so ein Feller? Ich hen mich omwer seine silie Ennfer so geärgert, daß ich vor lauter Wuth was von die Aids e diente Lidig gewone hen. Wenn Se auch for die prestente Zeit kein Bonnschment dierfört gehadt hatte, so hen se's an etant von fröheer Wisstehat nemme könne. For lauter Gschefte ment fin ich sid zu mein Stommed gemorde un da hen ich gebent, mehbie e Rimmelse deht mich teinder gut. Mit hen kein Rimmel ins Haus von wege den Philipp un da fin ich zu Webesweilerich un hen for ein gefragt. „Lizzie“, hat der Webesweiler gefagt, „was is die Mütter mit den Philipp? Is er doht, oder lebt er nit mehr? Oder hascht du ihn verbote zu mich zu komme?“ Webesweiler, hen ich gefagt, wenn du dente duht, daß ich den Philipp verbiete kontt zu dich zu komme, dann hascht du en annere Gef komme, bitlahs ich kann einigies mit ihm made, amwer wenn es zu dein Blag komme duht, dann zieht er die Lein un ich fin schuhr, wenn ich ihn die Wahl lasse deht zwische dein Blag un den Doh, er war im Stand un deht dein Blag seledte. Was amwer deine erste Ametschen tonzerne duht, was die Mütter mit ihm is, dann fin ich grad so gepoffelt wie du. Ich hen ihn dann verzählt, wie der Philipp ätte duht un da hat er den Kopp geschüttelt. Er hat auch nit unnerstehen könne, was der Philipp mit die Bücher wollt. Was duht er denn studire? hat er mich gefragt, un das hen ich nit gewidit, bitlahs der Philipp duht seine Buds immer einlade. Das duht kinder suspiches, hat der Webesweiler gefagt, un in mein Meind kann da kein Daut sein, daß der Philipp entweder e große Distomverrie mache will oder ein Inwendchen odber daß er auf dem beste Weg is, sei bische Verstand zu verliere.

Sehn Se, instelt, daß mich der Webesweiler e wenig Trost hätte gewone hat er mich noch gefschert wie alles un ich hen ein Schwiber nach den annere triegt. Lizzie, hat er gefagt,

Well, was dente Se von so ein Feller? Ich hen mich omwer seine silie Ennfer so geärgert, daß ich vor lauter Wuth was von die Aids e diente Lidig gewone hen. Wenn Se auch for die prestente Zeit kein Bonnschment dierfört gehadt hatte, so hen se's an etant von fröheer Wisstehat nemme könne. For lauter Gschefte ment fin ich sid zu mein Stommed gemorde un da hen ich gebent, mehbie e Rimmelse deht mich teinder gut. Mit hen kein Rimmel ins Haus von wege den Philipp un da fin ich zu Webesweilerich un hen for ein gefragt. „Lizzie“, hat der Webesweiler gefagt, „was is die Mütter mit den Philipp? Is er doht, oder lebt er nit mehr? Oder hascht du ihn verbote zu mich zu komme?“ Webesweiler, hen ich gefagt, wenn du dente duht, daß ich den Philipp verbiete kontt zu dich zu komme, dann hascht du en annere Gef komme, bitlahs ich kann einigies mit ihm made, amwer wenn es zu dein Blag komme duht, dann zieht er die Lein un ich fin schuhr, wenn ich ihn die Wahl lasse deht zwische dein Blag un den Doh, er war im Stand un deht dein Blag seledte. Was amwer deine erste Ametschen tonzerne duht, was die Mütter mit ihm is, dann fin ich grad so gepoffelt wie du. Ich hen ihn dann verzählt, wie der Philipp ätte duht un da hat er den Kopp geschüttelt. Er hat auch nit unnerstehen könne, was der Philipp mit die Bücher wollt. Was duht er denn studire? hat er mich gefragt, un das hen ich nit gewidit, bitlahs der Philipp duht seine Buds immer einlade. Das duht kinder suspiches, hat der Webesweiler gefagt, un in mein Meind kann da kein Daut sein, daß der Philipp entweder e große Distomverrie mache will oder ein Inwendchen odber daß er auf dem beste Weg is, sei bische Verstand zu verliere.

Sehn Se, instelt, daß mich der Webesweiler e wenig Trost hätte gewone hat er mich noch gefschert wie alles un ich hen ein Schwiber nach den annere triegt. Lizzie, hat er gefagt,

Well, was dente Se von so ein Feller? Ich hen mich omwer seine silie Ennfer so geärgert, daß ich vor lauter Wuth was von die Aids e diente Lidig gewone hen. Wenn Se auch for die prestente Zeit kein Bonnschment dierfört gehadt hatte, so hen se's an etant von fröheer Wisstehat nemme könne. For lauter Gschefte ment fin ich sid zu mein Stommed gemorde un da hen ich gebent, mehbie e Rimmelse deht mich teinder gut. Mit hen kein Rimmel ins Haus von wege den Philipp un da fin ich zu Webesweilerich un hen for ein gefragt. „Lizzie“, hat der Webesweiler gefagt, „was is die Mütter mit den Philipp? Is er doht, oder lebt er nit mehr? Oder hascht du ihn verbote zu mich zu komme?“ Webesweiler, hen ich gefagt, wenn du dente duht, daß ich den Philipp verbiete kontt zu dich zu komme, dann hascht du en annere Gef komme, bitlahs ich kann einigies mit ihm made, amwer wenn es zu dein Blag komme duht, dann zieht er die Lein un ich fin schuhr, wenn ich ihn die Wahl lasse deht zwische dein Blag un den Doh, er war im Stand un deht dein Blag seledte. Was amwer deine erste Ametschen tonzerne duht, was die Mütter mit ihm is, dann fin ich grad so gepoffelt wie du. Ich hen ihn dann verzählt, wie der Philipp ätte duht un da hat er den Kopp geschüttelt. Er hat auch nit unnerstehen könne, was der Philipp mit die Bücher wollt. Was duht er denn studire? hat er mich gefragt, un das hen ich nit gewidit, bitlahs der Philipp duht seine Buds immer einlade. Das duht kinder suspiches, hat der Webesweiler gefagt, un in mein Meind kann da kein Daut sein, daß der Philipp entweder e große Distomverrie mache will oder ein Inwendchen odber daß er auf dem beste Weg is, sei bische Verstand zu verliere.

Sehn Se, instelt, daß mich der Webesweiler e wenig Trost hätte gewone hat er mich noch gefschert wie alles un ich hen ein Schwiber nach den annere triegt. Lizzie, hat er gefagt,

Well, was dente Se von so ein Feller? Ich hen mich omwer seine silie Ennfer so geärgert, daß ich vor lauter Wuth was von die Aids e diente Lidig gewone hen. Wenn Se auch for die prestente Zeit kein Bonnschment dierfört gehadt hatte, so hen se's an etant von fröheer Wisstehat nemme könne. For lauter Gschefte ment fin ich sid zu mein Stommed gemorde un da hen ich gebent, mehbie e Rimmelse deht mich teinder gut. Mit hen kein Rimmel ins Haus von wege den Philipp un da fin ich zu Webesweilerich un hen for ein gefragt. „Lizzie“, hat der Webesweiler gefagt, „was is die Mütter mit den Philipp? Is er doht, oder lebt er nit mehr? Oder hascht du ihn verbote zu mich zu komme?“ Webesweiler, hen ich gefagt, wenn du dente duht, daß ich den Philipp verbiete kontt zu dich zu komme, dann hascht du en annere Gef komme, bitlahs ich kann einigies mit ihm made, amwer wenn es zu dein Blag komme duht, dann zieht er die Lein un ich fin schuhr, wenn ich ihn die Wahl lasse deht zwische dein Blag un den Doh, er war im Stand un deht dein Blag seledte. Was amwer deine erste Ametschen tonzerne duht, was die Mütter mit ihm is, dann fin ich grad so gepoffelt wie du. Ich hen ihn dann verzählt, wie der Philipp ätte duht un da hat er den Kopp geschüttelt. Er hat auch nit unnerstehen könne, was der Philipp mit die Bücher wollt. Was duht er denn studire? hat er mich gefragt, un das hen ich nit gewidit, bitlahs der Philipp duht seine Buds immer einlade. Das duht kinder suspiches, hat der Webesweiler gefagt, un in mein Meind kann da kein Daut sein, daß der Philipp entweder e große Distomverrie mache will oder ein Inwendchen odber daß er auf dem beste Weg is, sei bische Verstand zu verliere.

Sehn Se, instelt, daß mich der Webesweiler e wenig Trost hätte gewone hat er mich noch gefschert wie alles un ich hen ein Schwiber nach den annere triegt. Lizzie, hat er gefagt,

Well, was dente Se von so ein Feller? Ich hen mich omwer seine silie Ennfer so geärgert, daß ich vor lauter Wuth was von die Aids e diente Lidig gewone hen. Wenn Se auch for die prestente Zeit kein Bonnschment dierfört gehadt hatte, so hen se's an etant von fröheer Wisstehat nemme könne. For lauter Gschefte ment fin ich sid zu mein Stommed gemorde un da hen ich gebent, mehbie e Rimmelse deht mich teinder gut. Mit hen kein Rimmel ins Haus von wege den Philipp un da fin ich zu Webesweilerich un hen for ein gefragt. „Lizzie“, hat der Webesweiler gefagt, „was is die Mütter mit den Philipp? Is er doht, oder lebt er nit mehr? Oder hascht du ihn verbote zu mich zu komme?“ Webesweiler, hen ich gefagt, wenn du dente duht, daß ich den Philipp verbiete kontt zu dich zu komme, dann hascht du en annere Gef komme, bitlahs ich kann einigies mit ihm made, amwer wenn es zu dein Blag komme duht, dann zieht er die Lein un ich fin schuhr, wenn ich ihn die Wahl lasse deht zwische dein Blag un den Doh, er war im Stand un deht dein Blag seledte. Was amwer deine erste Ametschen tonzerne duht, was die Mütter mit ihm is, dann fin ich grad so gepoffelt wie du. Ich hen ihn dann verzählt, wie der Philipp ätte duht un da hat er den Kopp geschüttelt. Er hat auch nit unnerstehen könne, was der Philipp mit die Bücher wollt. Was duht er denn studire? hat er mich gefragt, un das hen ich nit gewidit, bitlahs der Philipp duht seine Buds immer einlade. Das duht kinder suspiches, hat der Webesweiler gefagt, un in mein Meind kann da kein Daut sein, daß der Philipp entweder e große Distomverrie mache will oder ein Inwendchen odber daß er auf dem beste Weg is, sei bische Verstand zu verliere.

Sehn Se, instelt, daß mich der Webesweiler e wenig Trost hätte gewone hat er mich noch gefschert wie alles un ich hen ein Schwiber nach den annere triegt. Lizzie, hat er gefagt,

es is kein Jhs, daß du dich eckste duhst. In die erschte Lein misse mer emal ausfinne, was der Phil for Bücher studire duht un wenn du heim kommst, dann schidst du mich emal den Bennie un dann will ich sehn, daß ich ehbes for dich duhn kann. Ich hen noch e Rimmelse gehadt un dann fin ich heim un hen auch gleich den Bennie zu den Webesweiler gefschid. Der Webesweiler hat den Bennie en halvo Dahler gewone un hat ihn noch en annere halvo Dahler geprammt, wenn er sein Pa eins von die Bücher eweg schidete un zu ihn bringe deht. Das is so ehbes für den Bennie gewese. Er hat den ganze Morgen in den Haus rum gehängt un hat kein Blid von sein Pa seine Thür gedah. Ganz heimlich, so daß niemad ebbes genohit hat, hat er e Schlusmer Holz in das Küch-Hohl von den Lad gefsedt, wie der Phil grad emal aufsteit war. Nach den Diner hat der Phil gewöhnlich en Napp genomme nu wie er die Dohr nit hat lade könne, da hat er se einfach aufgelaße un wie der Bennie ihn hat schnohre hore, da is er in seite geschidit, daß ein von die Bücher getadelt un is fortgelaufe. So schnell wie der Blitz is er zu den Webesweiler un der hat mich gleich Wort geschidit, ich sollt emal eriwone komme. Se könne sich dente, daß ich nit awemal for mich hen schide lasse. Wie ich in Webesweilerich komme fin, da hat der Webesweiler gefacht. Lizzie, hat er gefagt, ich weis alles. Der Philipp studirt den Nordpol un ich bette dich einigies, daß es seine Zostenfchen is, den Nordpol auch noch emal zu distomwer. Das derf er amwer unner keine Umstände duht un wenn du ihn das erlaube duht dann macht sich das ganze Kontrie inwert oder drei Jahre nemme, bitlahs du kanst nit nach den Ruds un Berrie ihre Destrippfchen gehn, denn ich alawe, daß keiner von die zwei in den Nordpol war. Well, ich hen en feierliche Meinde geleistet daß ich nit mit meine Zustimmung zu so ehbes gewone deht un der Webesweiler hat mich geprammt, daß er den Philipp von seine substliche Ebidie kurte wollt. No, no, was ich for en Trudel mit den alte Kameel hen, das geht in kein Rauhheit. Mit beste Riegarde Yours Lizzie Hanfstengel.

Yours Lizzie Hanfstengel.

Ein kleiner Irrthum.

Arzt (zum Patienten): „Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich höre doch ganz gut.“

„Ja, Herr Doktor, der Mann unten im Hause hat doch gesagt, Sie verstehen nichts!“

Sehr einfach.

„Aber Herr Meier, bitte, sagen Sie doch, warum schimpft denn Ihre Frau den ganzen Tag?“

„Weil ihr der Doktor das Sprechen verboten hat!“

Die Götze.

Frau Professor: „Von der Zerkstreuung der Professoren wird viel geredet, aber das Tollste hat mein Mann doch neulich fertig gebracht. Denken Sie, er war weggegangen, um zu angeln, und als ich nachher hin- kam, da sitzt er im Wasser und angelt auf dem Lande.“

Alles zu seiner Zeit!

„Ich komme bestimmt zu Deiner Geburtstagsfeier, alter Freund; aber erst muß ich der Wittve Müller einen Heirathsantrag machen.“

„Recht so: erst das Geschäft und dann das Vergnügen!“

Ein Unverbesserlicher.

Dame: „Junggesellensteuer und Luxussteuer, beide mühen wir haben!“

Alter Junggeselle: „Aber, meine Gnädigste, das gange wohl nicht gut, die beiden Steuern ständen ja in kraffem Widerspruch zu einander.“

„Wieso?“

„Na, der größte Luxus ist doch eine Frau!“

Kindliches Mißverständnis.

Hänschen: „Papa, ich möchte auch gern Raßfahren lernen.“

Vater: „Das ist für Dich zu schwer, mein Junge!“

Hänschen: „Du sagtest doch gestern, das Raßfahren wäre kinderleicht!“

Aus München.



„Du Sepp, dös is meiner Seel a Berliner da drüben!“

Die neuen amerikanischen Ueber-Dreadnoughts.

(Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet.)

Die Vereinigten Staaten, die stets für alles, was „big“ ist, schwärmen, schreiten auch im Kriegsschiffbau kräftig vorwärts und bauen Linien-Schiffe, die an Größe alle bisher vorhandenen weit in den Schatten stellen. Die vom Kongreß bewilligten Kredite für die Marine schließen die Aufstellung von „Arctans“ und „Wooming“ ein. Da die Amerikaner, ebenso wie die Engländer, keinerlei Werth auf Geheimhaltung der Daten ihrer Neubauten legen, sind schon heute Einzelheiten über die Schiffe bekannt. Die Wasserverdrängung wird mit 26,000 Tonnen betragen. Dreadnoughts Kielstreckung im Jahre 1905 gab den Anstoß zu einer bedeutenden Displacementsteigerung. Von 16,750 bei „Agamemnon“ und „Lord Nelson“ ging die englische Admiralität auf 18,187 Tonnen. Aber die Nachfolger, die „Vellerophons“ und „St. Vincents“ und nun der am 30. September von Stapel gelaufene „Neptune“ weisen nur geringe Vergrößerung auf. Man ging mit ihnen langsam bis zu 20,575 Tonnen. Die Vereinigte - Staaten - Marine war impulsiver. Die „Michigans“, die 1908 die Hellinge verließen, verdrängen 17,900, die folgende „North Dakota“ Klasse 22,400, und die nun auf Stapel gelegten Linien-Schiffe sollen, wie erwähnt, 26,417 Tonnen fassen. Daß die Schiffe entsprechend ihrem großen Displacement eine formidable Armierung - 12 50 Kaliber lange 30,5-cm-Geschütze - tragen und mit einer hohen Geschwindigkeit und starken Panzerung ausgerüstet werden, ist selbstverständlich.

Präsident Taft schreitet in den Fußstapfen seines Vorgängers. Er treibt die kraftvolle Weiterentwicklung der Flotte an. Eine solche hält er für den sichersten Bewahrer des Friedens und das beste Mittel, den Rechten der Völkertheilnahme der Interessen und der Geltendmachung des Einflusses der Union auf die internationalen Angelegenheiten Lösung zu verschaffen.

Die Ver. Staaten - Marine steht an zweiter Stelle unter den Seemächten. Mit jedem Jahr kommt sie, die bisher verfolgte Baupolitik vorausgesetzt, der englischen an Stärke näher. Heute verfügt Großbritanniens Flotte über 55 Linien-Schiffe mit 822,595 Tonnen und 38 Panzerkreuzer mit 475,841 Tonnen, während 25 Linien-Schiffe mit 339,506 Tonnen und 15 Panzerkreuzer mit 189,540 Tonnen unter der ferngelegenen Flagge segeln. (Deutschland: 24 Linien-Schiffe mit 286,402 Tonnen und 8 Panzerkreuzer mit 79,900 Tonnen nach Nauticus 1909).

Deutschland wird jede Stärkung der amerikanischen Flotte mit Freuden begrüßen. Daß den Nautics von Seiten unserer Kriegsschiffe keine Gefahr droht, das hat bei der Hudson-Feier nun selbst der gewiß nicht zu den Freunden Deutschlands zählende Admiral Dewey eingestanden. Durch eine starke nordamerikanische Flotte wird ein Gleichgewicht geschaffen, bzw. das vorhandene verstärkt, was im Interesse aller Nationen unbedingt notwendig ist. Eine übermächtige englische Seemacht, gegen die selbst eine Kombination von anderen nicht aufkommen kann, bedeutet die Bedrohung des Weltfriedens. Die Herrschaft eines Staates, das ist durch die Geschichte dargethan, läßt sich auf die Dauer nicht ertragen. Welch kurze Spanne Zeit nur durfte Napoleon der Erste der Menschheit seinen Willen aufzuzwingen! Alle die anderen erhoben sich wie ein Mann, um das unwürdige Joch abzuschütteln. So würde es England gehen, wenn es jetzt, im Zeitalter der Expansion, die unumschränkte Herrschaft über die Meere auszuüben versuchte. Zu seinem eigenen Vortheil muß man hoffen, daß seiner Phantastie solche Pläne fernliegen, und daß sie, falls sie vorhanden sind, durch die rauhe Wirklichkeit, in Gestalt starker fremder Seestreitkräfte, in immer nebelhaftere Ferne gerückt werden.

L. Persius, Kapitän zur See.

Der wahre „Entdecker“ des Nordpols.

Ich sah - so erzählt ein Mitarbeiter des Brüsseler Coir - in meinem Stuhl gemütlich beim Lesen eines französischen Blattes, als man mich ein Herren meldete, der mich dringend auf einige Minuten sprechen wollte. Da ich Ueberraschungen liebe, ließ ich meinen unbekanntem Besucher sofort einfließen. Mein Herr, begann er nach den üblichen Begrüßungen und noch bevor ich ihn nach seinem Namen fragen konnte, Sie können dazu beitragen, eine der größten Ungerechtigkeiten unseres Jahrhunderts wieder gut zu machen. In diesem Augenblick vollzieht sich eine jener fürchterlichen Handlungen, einer jener sorglosen Verbrechen, die eine Schande für die Menschheit sind und deren Urheber an den Pranger der Geschichte gestellt zu werden verdienen. - Mein Herr, fiel ich in stolzer Begeisterung ein, seien Sie versichert, daß, wenn es sich darum handelt, ein Unrecht wieder gut zu machen, Sie bestimmt auf meinen Rathstand rechnen können; Gerechtigkeit und Wahrheit werden in mir heis eisen leidenschaftlichen Vertheidiger finden. Aufrechtig reichete mein Gast mir vierauf mit den Worten die Hand:

„Das hatte ich erwartet“, und ich hat ihn nunmehr um nähere Erklärungen. Nach der Bitte, ihn nicht zu unterbrechen, sprach er folgendes: Es handelt sich um die Entdeckung des Nordpols. Dr. Coot berichtet, als erster das Eis des Poles betreten zu haben, wozogen der Forscher Peary mit nicht geringerer Wärme, wenn ich so sagen darf, behauptet, daß er zuerst den Fuß darauf gesetzt hat. Wohlja, die beiden sind Aufschneider, Erzählner, abscheuliche Betrüger. Sie wollen mir den unergänglichen Ruhmestranz gauen, den man mir schuldet, denn ich, ich bin der erste und wahre Entdecker des Nordpols. Zur Bestätigung schlug sich der Sprecher dabei kräftig mit der Faust auf die Brust. Dann fuhr er fort: Man wirft Dr. Coot mit Recht vor, daß er nichts beweise, daß er keinen Beleg seiner Entdeckung beibringe. Am Nordpol ist nur Eis, sagt Coot. Coot macht mich lachen. Am Nordpol soll nichts sein! Gut, ich bringe Beweise mit, daß es am Nordpol eine Flora und eine Fauna gibt. Hier sind sie. Damit holte der Forscher aus einer Serviette grüne Blätter und Beirreife hervor. Vor Staunen noch aufsteigend, brach ich in die Worte aus: Nichts ist mir lieber, als Ihnen helfen zu können, doch möchte ich Sie vor Beginn eines so sensationellen Presteleistungs bitteln, mir die kostbaren Beweismittel Ihrer bewundernswürdigen Ohffice anzubestellen, damit ich über Ihren Werth einen bestreuten Gelehrten um Rath fragen kann, um darauf die ganze wissenschaftliche Welt zu überzeugen und für diese edle Sache zu gewinnen. Der Forscher willigte ohne Umschweife ein und wir schieden. Ich eilte sofort zu dem mit bestreuten Professor und überreichte ihm das unerwartete Ereignis. Mit feierhafter Hand ergriff der Gelehrte die unschätzbaren Belege und begann sie mit einer mächtigen Lupe gewissenhaft zu untersuchen. Nach einiger Zeit erhob er mit wichtig-heiterer Miene sein Gesicht und sagte mit tiefer Stimme: Das hier - er zeigte dabei auf die grünen Blätter - ist Spinat, und das da - er wies auf die Beirreife - sind Hünerknödel. Aber dann... verlegte ich. Dann, mein Freund, haben Sie mit einem Karten oder einem Fopper zu thun gehabt. Während, rasend, gekränkt, gedemüthigt, kehrte ich heim. Wie einfallig war ich hereingefallen! Aber mein Entdecker sollte nur wiederkommen, ich würde ihn schon empfangen. Während ich noch grübelte, überbrachte man mir folgendes Schreiben: Mein Herr! Sie haben sich bei einem Manne der Wissenschaft Rath geholt, und dieser wird Sie wahrscheinlich überzeugt haben, daß sich nur ein Schelm sei. Aber trotz alledem ver- sichere ich nochmals, daß ich es bin, der den Nordpol entdekt hat und daß die kostbaren Ueberreste, die ich Ihnen übergeben habe, wirklich einige Meter vom Pol gefunden worden sind. Ihr Luc Malpertuis, verkannter Brüsseler Forscher, Direktor und Entdecker des Nordpols. Nachschrift. Zur Aufklärung diene, daß der Pole Nord (ein großes Brüsseler Vergnügungs- total) etwa 10m von den Central- Markthallen entfernt liegt.

Künstliche Edelsteine.

Von den wissenschaftlichen Vorträgen auf der diesjährigen Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker war von besonderem Interesse ein Referat von Geheimrat Professor Dr. A. Bauer (Marburg) über künstliche Edelsteine. Prof. Bauer führte aus: Schon früher ist es gelungen, Türkise herzustellen mit allen wesentlichen Eigenschaften der natürlichen, so daß sie von diesen kaum unterschieden werden können. Viel größere Wichtigkeit hat aber in neuerer Zeit die künstliche Reproduktion der Edelsteine aus der Gruppe des Korunds, des trikrystallinen Aluminium-Oxyds erlangt, unter ihnen wieder in erster Linie die des weitaus kostbarsten aller Edelsteine, des Rubins. In der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen zuerst, und zwar aus Genf, schöne rothe Steine von ziemlich großer Größe anfangs unbekannter Ursprungs, von denen man jetzt weiß, daß sie durch Zusammenschmelzen von Rubinsplittern mit Schmelzmitteln erzeugt worden sind. Das Produkt hat aber dabei einen Theil der natürlichen Eigenschaften des Rubins verloren und ist glasig amorph und etwas weicher geworden. Das, was wissenschaftliche Bedeutung erlangte und was heute auf dem Gebiete der künstlichen Edelsteine den Markt beherrscht, sind die synthetischen Rubine. A. Verneuil hat das Verfahren ihrer Herstellung im Jahre 1902 bekannt gemacht und seitdem werden allein in Paris jährlich mehr als 5 Millionen Karat oder etwas über 1 Tonne in dieser Weise fabricirt. Bei der Fabrication fällt feinstes Pulver chemisch reinen Aluminiumoxyds mit etwas Chromoxyd durch ein feines Platin- sieb auf eine senkrecht nach unten gerichtete Knallgasflamme, wo es schmilzt. Die geschmolzenen Partikelchen werden auf der Spitze eines kleinen Kegels aus Thonerde aufgefangen, der durch dieselbe Flamme bis nahezu zum Schmelzen erhitzt wird. Hier häufen sie sich an und bilden zunächst ein dünnes rundes Stäbchen, das allmählich in die Höhe wächst und sich gleichzeitig rasch verdickt, so daß schließlich Schmelztropfen von der Form einer did- und runderbauchigen Wasserflasche mit nach unten gerichtem Hals entstehen. Diese haben ver-

schiedene Größe. Sie werden bis 1 Zoll lang und 1/2 Zoll dick, sowie bis 50 Karat schwer und geben, in der gewöhnlichen Weise geschliffen, Steine von entsprechendem Gewicht. Die Schmelztropfen haben sich trotz ihrer nicht runden Gestalt als vollkommen einheitlich gebaute Rubinkristalle erwiesen, und manche zeigen auch regelmäßige Formen, die ganz der Kristallform des Rubins entsprechen. Auch das spezifische Gewicht und die Härte, sowie die optischen Eigenschaften sind ganz diejenigen des Rubins. Es ist also künstlicher Rubin, vollkommen von der Beschaffenheit des natürlichen und gleichzeitig von der stärksten Durchsichtigkeit und von der schönsten Farbe. Auch den Saphir suchte man auf demselben Wege künstlich herzustellen, stieß aber auf große Schwierigkeiten, da die blaue Farbe der edsten Steine nicht feuerbeständig ist, so suchte man sich bei der synthetischen Herstellung mit einem kleinen Zusatz von Kobaltoxyd zu helfen. Die Maße erstarrt aber in diesem Falle nicht kristallinisch. Die künstliche Herstellung des Saphirs ist also noch nicht gelüht. Dies gilt ebenso für den wichtigsten aller Edelsteine, den Diamanten, auf den etwa 90 pCt. der im Edelsteinhandel ausgegebenen Summen entfallen.

Die kleinsten Eisenbahnen.

Die kleinsten Eisenbahnen der Welt befinden sich in England. Hierbei sind natürlich nicht etwa irgend welche Spielwerke gemeint, sondern Bahnen, die einem wirklichen, praktischen Betrieb dienen. Eine solche Miniatur-Bahn besitzt der Herzog von Westminster. Die Bahn ist etwas über 3 Meilen lang und verbindet die Wohnung des Herzogs mit der nächsten Bahnstation. Die Spurweite der Wagen beträgt 1 1/2 Zoll. Hergestellt wurde die Bahn von dem englischen Ingenieur Percival Heywood. Es ist auch nebst dem Hauptgeleise ein Nebengeleise vorhanden, das eine Länge von 2 Meilen mißt. Die Herstellungskosten betragen pro Meile etwa \$25,000. Die Eisenbahn des Herzogs dient besonders zur Beförderung von Frachten, hat aber auch einige Personenzüge, in denen der Besitzer und seine Gäste auf dem Landgute kleine Reisen unternehmen können. Das Personal der Bahn besteht aus vier Personen, einem Lokomotivführer, einem Bremser und zwei Männern, welche die Strecke beaufsichtigen. Der Herzog gibt alljährlich für den Betrieb der Bahn die runde Summe von \$3000 aus.

Eine zweite Zwerghahn befindet sich auf dem Landgute des Herrn C. H. Bartholomew und dient, um das Herrschaftsgebäude mit dem Hauptbahnhof zu verbinden. Auf dieser kleinen Bahn befindet sich u. a. auch sogar eine Drehscheibe. Die Passagierwaggons enthalten Raum für 12 Personen und ein Zug vermag 36 Personen ziemlich schnell weiter zu befördern. Die kostbarste aller Miniaturbahnen aber besitzt der Lord Folstone, dessen Besitzungen in Schottland liegen. Diese Bahn hat eine Länge von 11 Meilen und eine Abzweigung ist als Miniaturbahntrasse eingerichtet. Mittels Drahtseilbetrieb und auf gezähnten Schienen kann man sich auf einen etwa 2290 Fuß hohen Berg, der eine wunderbare Fernsicht bietet, hinaufbefördern lassen. Auf der Hauptstrecke befinden sich je 6 Meilen von einander entfernt Stationsgebäude, die gleichfalls Miniaturausgaben von Eisenbahn-Stationen darstellen. Allein die Einrichtung ist in allen Punkten jener der großen Bahnen nachgeahmt. Eine kleine Schnellzugs-Lokomotive vermag mit zwei Personenzugwaggons eine Schnellfahrt von 45 Meilen pro Stunde zu erreichen, so daß der Lord in etwa 29 Minuten die ganze Strecke durchfahren kann.

Summi

nenn man betamlich eine Menge verschiedenartiger Substanzen, die das miteinander gemein haben, daß sie aus gezeigten lebenden Pflanzen entweder freiwillig oder nach gemachten Einschnitten herauszutreten und dann zu einer festen, elastischen oder spröden, nicht klirrenden, aber durch Wärme meist erweichbaren Masse erhärteten. Insbesondere rechnet man verschiedene eingetrocknete Milchsaft, wie namentlich den Kautschuk, zur Klasse der Gummi. Als chemische Untersuchungen die große Verschiedenartigkeit aller betreffenden Stoffe ergeben hatten, beschränkte man den Namen auf den Kautschuk und die ihm gleichartigen Secretionen gewisser Pflanzen. Der Gummi ist zwar schon lange Zeit bekannt, denn der spanische Geschichtsschreiber Antonio Herrera, der den Columbus auf dessen zweiter Reise begleitete, entdeckte bereits den Gummi in Form von Bällen, mit denen die Eingeborenen auf Haiti spielten, aber in Europa ist er erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit eingeführt, denn er gelangte hierher, und zwar zuerst nach Frankreich, erst im Jahre 1735. Einige Jahre später folgte England, das die ersten Ladungen mit geradzug riesigen Preisen - 20 bis 25 Dollars das Pfund - bezahlte. Und erst das im 1840 von Goodheat und Hancock erfundene Vulkanisationsverfahren im Verein mit den sonstigen Verarbeitungen durch kleine Zusätze von Schwefel und anderen Stoffen verlieh dem Gummi seine staunenswerthe praktische Verwendbarkeit und riesenhafte Verdre-

lung. Heute zählt er zu den wichtigsten Handelsartikeln der Welt; wird doch der Gesamtwerth dieses in den verschiedenen Industrien zur Verarbeitung gelangenden Stoffes jährlich auf 120 Millionen Dollars geschätzt. Dabei ist die Nachfrage nach diesem Rohmaterial noch fortwährend im Steigen. Nach einer englischen Statistik betrug der Weltverbrauch an Gummi im Jahre 1903: 50,384 Tonnen und stieg im Jahre 1906 auf etwa 65,000 Tonnen. Unter den Gummi erzeugenden Ländern steht Südamerika weitaus an erster Stelle; es liefert nahezu zwei Drittel der gesamten Gummiproduktion der Welt, wozu das tropische Afrika an dieser Lage mit einem Drittel und Asien nur mit 3 Proz. beteiligt sind. Allein aus den Niederungen des Amazonasstroms, einschließlich Bolivians und Perus, wurden im Jahre 1907-08 über 36,000 Tonnen Gummi oder nahezu 3000 Tonnen mehr als der Gesamtbedarf Englands ausgeführt. Und in Brasilien gibt es 37 Millionen Quadratkilometer Wald, in denen der Gummibaum in großer Dichtigkeit wild wächst. Das verhindert, daß in absehbarer Zeit die Bedeutung Südamerikas für die Gummigewinnung sich verringert.

Die Farben der Kriegsschiffe.

Nur wer nichts davon versteht, denkt bei dem Anblick eines Kriegsschiffes, daß dessen Farbe nur zum Zierrath da sei. Für alle Gegenstände, die in Berührung mit Feuchtigkeit kommen, ist der Anstrich vielmehr von einer großen praktischen Bedeutung. Früher mag das allerdings anders gewesen sein. Im Alterthum wurde den Schiffen entweder die natürliche Holzfarbe gelassen und das Holz nur mit Öl oder anderen Fetten zum Schutz eingerieben oder mit mehr oder weniger bunten Farben angestrichen. Auch weißer Anstrich kam vor, und der alte Plinius berichtet, daß zu dessen Herstellung eine besondere Erdat aus Smyrna bezogen wurde. Zu Zeiten des Homer waren nach dessen eigener Aussage die Farben Rot, Blau und Weiß für Schiffe üblich, und es verdient Beachtung, daß die blaue Farbe für Melanositerschiffe verwendet wurde, um sie weniger auffällig zu machen. Dasselbe erzählt Cäsar in seinem Werke „De bello gallico“ von den langen Booten der Bewohner Britanniens. Mit dem zunehmenden Luxus im römischen Reich wurde auch die Verzierung und Farbenpracht der Schiffe mit Einschluß der Segel immer größer. Auch bei den nordischen Völkern ließ man den Schiffen zunächst die Naturfarbe, die auch später in den Niederlanden und von der Hanse bevorzugt wurde. Die Verzierung erhielt die Fahrzeuge namentlich durch die Tiergestalten am Bug und durch die seitliche Aufhängung der bemalten Schilde.

Zur Zeit der Königin Elisabeth von England wurden bereits alle möglichen Farben von Weiß bis Gold gebräuchlich und zuweilen erhebliche Summen für den Anstrich ausgegeben, und Jakob I. zahlte einmal für Bemalen und Vergolden eines Schiffes mit Einschluß der Schnitzereien über \$6000. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts strebte man dann nach größerer Einfachheit, und heute gelten für den Anstrich der verschiedenen Arten von Kriegsschiffen hauptsächlich praktische Erwägungen, die für die unter Wasser befindlichen Theile und je nach den Zwecken der Fahrzeuge verschiedene Farben vorschrieben.

Das Goldkind.

„Unser Kind weint doch den ganzen Tag.“

„Tröst' Dich, Sara, wenn's einmal weih, wer seine Eltern sind, wird's nimmer weinen.“

Einleuchtend.

Leutnant: „Herr Kommerzienrath, ich versichere Ihnen, ich kann ohne Ihre Tochter nicht leben.“

Kommerzienrath: „Ich glaub's, bei der kleinen Gage!“

Nett.

Gnädige Frau (zum Dienstmädchen, das einige Tage bei ihr in Stellung ist): „Nun, wie gefällt es Ihnen in der neuen Stellung, Minna?“

Dienstmädchen: „Ach Gott, gnädige Frau, im Allgemeinen bin ich mit Sie ganz zufrieden.“

Abgefertigt.

Dame (unerträglich schwachhaft): „Glauben Sie an Geister, Herr Professor?“

„Ja, meine Gnädigste, an Quälgeister!“

Manche Frau kann es nur dann über sich gewinnen, den Mund zu halten, wenn sie einen Kuf triegt.

Selbstadel ist oft nur eine Herausforderung zu fremdem Lob.

Wie gefährlich das Rufen ist, zeigt wieder einmal in Europa, wo unlängst ein paar Monarchen geküßelt haben, und gleich redet man von einer Gefährdung des Weltfriedens.

Der Instinkt macht manches, der Verstand nachträglich gutheißt.

Wer nicht sich selbst befiehlt, blei immer Knecht.